



Chancen und Risiken der Digitalisierung

Eine kritische Reflexion von **Tina Ehrke-Rabel**

Digitalisierung ist kein bloßes Marketingschlagwort und auch keine relative Neuigkeit, wie etwa eine neue Stechmückenart, mit der wir einfach leben lernen müssen. Mit dem Einzug der umfassenden Digitalisierung in unser Leben hat sich nicht nur die Art, wie wir kommunizieren, lernen und wirtschaften grundlegend verändert: Etablierte soziale, ökonomische und wirtschaftliche Modelle werden in Frage gestellt.¹

¹ F. Gonzalez, *From the Age of Perplexity to the Era of Opportunities*, in BBVA, *The Age of Perplexity: Rethinking the World We Knew* (2018).

Darell West spricht davon, dass wir in einer Welt der „Mega-Veränderungen“ leben.²

Digitalisierung ist nämlich Teil eines neuen Lebenskonzepts, das althergebrachte Systeme und Institutionen – und damit auch Universitäten – aber auch unser bisheriges zwischenmenschliches Verhalten ganz allgemein in Frage stellt.³ Jene Generationen – und das sind auch bald unsere StudienanfängerInnen –, die mit dem Smartphone quasi zur Welt gekommen sind, die sogenannten „Digital Natives“, sind anders: Sie mögen keine Hierarchien, die bloß auf Tradition begründet werden, sie kommunizieren mit allem und jedem auf Augenhöhe. Und sie erwarten sich das auch von ihrem Gegenüber. Sie wissen besser als die Generationen vor ihnen um ihren eigenen Wert, sie schätzen sich selbst wert – das hat sicher nicht unmittelbar mit der Digitalisierung, sondern vielmehr mit der Psychologisierung unseres Lebensalltags⁴ zu tun. Sie haben weniger Angst vor Autoritäten kraft Institution. Was sie wirklich schätzen und respektieren ist Kompetenz. Und weil sie Wissen nicht nur von bestimmten Personen erwerben, sondern die Möglichkeit haben, über das Internet jedes scheinbare Wissensmonopol zu hinterfragen, sind sie viel kritischer.

Damit müssen sich Universitäten auseinandersetzen. Nicht erst morgen, sondern HEUTE! Wie alle Institutionen unserer Gesellschaft können sich auch und vielleicht gerade Universitäten nicht in der Sicherheit wiegen, wie in alten Zeiten als die

primäre Institution für Wissensvermittlung und Fortschrittskreation zu überleben. Wir als Universität sind mehr denn je gefordert, uns neu zu definieren. Die Digitalisierung ist nicht die einzige Ursache für dieses Erfordernis, aber sie beschleunigt den Vorgang und macht die Reflexion über das eigene universitäre Selbstverständnis zu einer dringlichen Angelegenheit. In der digitalisierten Welt ist das Internet für die Digital Natives die primäre Informationsquelle. Diese ist nahezu immer und überall verfügbar. Wer sie zu nutzen weiß, braucht nicht mehr unbedingt an Universitäten in fernen Ländern zu inskribieren, um sich Wissen anzueignen. Wissen muss nicht mehr gleich umfassend im eigenen Gehirn gespeichert werden wie noch vor zwanzig Jahren, es muss irgendwo im allgegenwärtigen digitalen Raum abrufbar sein. Insofern kann das Internet heute – bei richtigem Umgang – als eine Art erweitertes und ausgelagertes Gehirn gesehen werden. Es ist ein kollektives Gedächtnis, weil für jeden zugänglich, gleichzeitig aber individuell, weil je nach Zugangsstrategie mit unterschiedlichem Output nutzbar. Digitale Technologien werden auch, wo sie es nicht ohnehin schon tun, bestimmte Tätigkeiten besser und schneller verrichten können als das einzelne menschliche Gehirn. So ist die Verarbeitung, Verknüpfung und Auswertung einer Vielzahl von Daten nach einem vorgegebenen Muster durch eine künstliche Intelligenz wesentlich effizienter als durch ein einzelnes menschliches Gehirn. Der neugierige, kreative und mutige Mensch wird das als angenehm und herausfordernd empfinden, weil er

sich dann auf die Bewertung und Weiterentwicklung dieser Auswertungen konzentrieren kann und die Möglichkeit hat, seine Gedankenräume für Neues zu vergrößern. Um diese Veränderungen als Chance und nicht als Gefahr für das eigene Menschsein erkennen zu können, bedarf es aber eines grundlegenden Paradigmenwechsels in der Bildung – und damit meine ich nicht nur, aber auch die Hochschulbildung vom Bachelor bis hin zur Professorin!

Wir können uns als Universitäten heute nicht mehr darauf beschränken, bloß Wissen zu vermitteln. Wir sollten darüber nachdenken, wie wir den Umgang damit, das Finden, das Filtern und das Bewerten von Wissen sowie die Verknüpfung von Ideen und damit die Weiterentwicklung von Wissen unterstützen. Gleichzeitig, und das halte ich für ganz essenziell, müssen wir Methoden entwickeln, um in den einzelnen Disziplinen das kreative Potenzial aller AkteurInnen, Studierender wie WissenschaftlerInnen, wachzuküssen und mit jenem der anderen Disziplinen zu verknüpfen. Wir müssen jungen Menschen Mut machen, ihre Träume zu verwirklichen, uns selbst und das, was sich gesellschaftlich abspielt, kritisch zu hinterfragen und neue Ideen für ein gedeihliches Zusammenleben in einer veränderten Welt zu entwickeln. Wenn wir nämlich heute schon daran zweifeln müssen, dass alles andere als sicher ist, welche der aktuell gängigen Berufsbilder, die Grundlage für die Ausgestaltung unserer Studienpläne sind, morgen noch bestehen werden, dann

Baustein 5

Wie wir mit großen Veränderungen umgehen oder: Universität in Zeiten des digitalen Umbruchs.

Werden Maschinen in Zukunft nicht nur viele physische Arbeiten erledigen, sondern auch viele geistige? Spätestens seit gestern stellen wir uns die Fragen: Was bedeutet die digitale Transformation für die Zukunft von Universitäten? Was für unsere Forschungsvorhaben, was für den Umgang mit den Studierenden? Und vor allem: Wie thematisieren wir die gesellschaftspolitischen Auswirkungen der digitalen Transformation?

2 D. West, *Megachange: Economic Disruption, Political Upheaval, and Social Strife in the 21st Century* (2016).

3 S a J. Kallinikos, *Reality Regained: An Inquiry Into The Data Age*, in BBVA, *The Age of Perplexity: Rethinking the World We Knew* (2018).

4 B.-C. Han, *Psychopolitik* xxx.

müssen wir Anpassungsfähigkeit fördern. Die wesentlichen Zutaten dafür sind das ständige Hinterfragen von scheinbar Unumstrittenem, Kreativität, Mut zum Aufbruch in Unbekanntes, Mut zur Überwindung eigener Grenzen, Mut, zu sich selbst zu stehen, und die Fähigkeit zu vernetztem Denken! Um das vermitteln zu können, müssen wir unsere Lehrkonzepte überdenken und vor allem müssen wir unsere Wissenssilos verlassen! Denn was wir heute nicht mehr brauchen, sind nur hochspezialisierte Fachkräfte: künstliche Intelligenz wird in Kürze besser sammeln und vergleichen können als je ein Mensch. Was künstliche Intelligenz aber noch lange nicht können wird, ist kreative, überraschende Verknüpfungen herzustellen, die wirklich Neues schaffen können.

Als Institution mit gesellschaftlicher Verantwortung müssen wir uns aber auch über die Grundwerte, die bislang unsere Gesellschaft ausgemacht haben, Gedanken machen. Wir müssen uns fragen, ob wir es für vertretbar halten, diese Grundwerte – wie die individuelle Freiheit und den Schutz der Privatsphäre – zu Gunsten der „bequemen“ Technologie aufzugeben. Hier kann uns unsere Tradition zur Hilfe kommen. Sie kann uns erinnern, wie hart wir diese Grundwerte erkämpft haben, und daran, wie viel wir zu verlieren haben. Und wenn wir diese Grundwerte für nach wie vor valide halten – was jedenfalls auf mich zutrifft –, dann müssen wir als Universität uns auch dafür stark machen. Wir müssen uns vor allem endlich daran machen, GEMEINSAM zu erkennen, wie die Digitalisierung die Menschen und damit die Gesellschaft verändert. Nur so können wir verstehen, was die Anforderungen an die Universitäten sind!

Zur Person

Tina Ehrke-Rabel

ist Wissenschaftlerin am Institut für Finanzrecht. In ihrer Forschung beschäftigt sie sich mit der Digitalisierung, die einerseits neue Geschäftsmodelle schafft, andererseits dem Staat neue Vollzugsinstrumente eröffnet.